

Gurlitts Geschäfte

Die Schweiz war eine Drehscheibe für den Handel mit Kunst, die von den Nazis konfisziert, enteignet oder geraubt wurde. Ein Buch wagt erstmals einen Überblick. Bern steht im Zentrum. **Von Gerhard Mack**

Die Ansage klingt steil: «Der Gurlitt-Komplex. Bern und die Raubkunst» heisst eine Publikation, die eine erste Zusammenfassung der Ereignisse um die Erbschaft versucht, die das Kunstmuseum Bern von Cornelius Gurlitt angenommen hat. Das klingt nach einem Stich ins Wespennest: Die Scheinwerfer gehen an, und Bern liegt mitten im Nazi-Sumpf von Kunstraub und Enteignung.

Man erinnert sich: Der Vater von Cornelius Gurlitt, Hildebrand, war einer von vier Kunsthändlern, die von den Nazis mit der Verwertung von konfiszierter, enteigneter und geraubter Kunst beauftragt waren. Er hat gehandelt und selbst gesammelt. Die Reste seiner Bestände hat Cornelius geerbt und davon gelebt, bevor sie 2012 von der Staatsanwaltschaft Augsburg beschlagnahmt wurden. Ein Jahr später brach der «Focus» mit Schwärmereien von einem Milliarden-schatz ein Kesseltreiben los, das mit zum Tod des 81-jährigen Cornelius Gurlitt im Mai 2014 beigetragen haben dürfte. Zur Überraschung der Öffentlichkeit, der deutschen Regierung und auch des Kunstmuseums Bern wurde dieses testamentarisch als Alleinerbe der gut 1500 Werke und des übrigen Besitzes eingesetzt. Grund genug, die Beziehungen von Gurlitt, Raubkunst und «entarteter Kunst», dem Kunsthandel und dem Kunstmuseum in Bern unter die Lupe zu nehmen.

Wo das geschieht, wo also Details in den Blick gerückt werden, hat die Publikation von Oliver Meier, Michael Feller und Stefanie Christ denn auch ihre grössten Verdienste. Die drei Redaktoren der «Berne Zeitung» werten Briefe aus dem Gurlitt-Nachlass aus und zeichnen erstmals ein genaueres Bild der Geschäftsbeziehungen zwischen der Familie Gurlitt, dem Berner Kunsthändler Eberhard W. Kornfeld und seinem Vorgänger August Klipstein einerseits sowie dem lange in Stuttgart und hernach in der Steueroase Campione d'Italia tätigen Kunsthändler Roman Norbert Ketterer nach. So erfährt man etwa, dass Cornelius Gurlitt von 1971 bis 1987 insgesamt 30 Werke bei Kornfeld zur

Aufarbeitung



Nina Zimmer bereitet als Direktorin des Kunstmuseums Bern und des Zentrums Paul Klee eine Gurlitt-Ausstellung vor.



Matthias Frehner, Sammlungschef der Berner Institution, hat die Aufarbeitung der Museumsbestände forciert.



Cornelius Gurlitt wird vor seiner Wohnung in München Schwabing überrascht. (18. 11. 2013)

Auktion eingeliefert hat, von denen 19 zu einem Gesamtbetrag von 1 319 650 Franken verkauft wurden. In der Regel holte Kornfeld die Werke in München ab und bezahlte in Bern. Man erfährt auch einiges über die Geschäftsbeziehungen des Vaters Hildebrand Gurlitt zu Roman Norbert Ketterer, zu dessen Auktion er 1948 stattliche 72 Werke einlieferte; die Geschäftsbeziehungen der Gurlitts setzten sich bis 1971 fort.

Froh ist man auch über die Kritik am Restitutions-Business, das vor allem von Anwaltskanzleien der USA forciert wird. Der Fall des Wiener Kabarettisten Fritz Grünbaum zeigt, wie versucht wird, bei hochpreisigen Arbeiten Vergleiche zu erpressen: Wenn Werke

einmal im Gerede sind, bleiben Käufer aus. Die dubiose Rolle, die dabei das Onlineregister Lostart.de spielt, wird herausgearbeitet. Genügt es dort doch, ein Formular auszufüllen, um Werke in Misskredit zu bringen.

Insgesamt suchen die Autoren den Fall Gurlitt in ein weiteres Spektrum einzuordnen und für die Schweiz ein Panorama des Handels mit Raubkunst und «entarteter Kunst» zu erstellen. Dazu werden Bild- und Lebensgeschichten erzählt, die bald weiter, bald näher mit Gurlitt und dem Kunstmuseum Bern zu tun haben. Der Unternehmer Jacques Koerfer, dessen Sohn Thomas heute als Sammler und Filmer bekannt ist, ist mit seiner belasteten Sammlung ein Beispiel

dafür. Für sich genommen mögen solche Geschichten faszinieren, insgesamt gewinnen sie aber auch etwas Positivistisches, das wenig zum Verständnis beiträgt. Vieles ist bereits publiziert. Wer die Fachdiskussion in den letzten Jahren nicht verfolgt hat, mag darin gleichwohl einen Überblick finden.

Anzumerken ist dem Band seine Genese: Viele Beiträge gehen aus Artikeln der «Berne Zeitung» hervor, die Autoren haben sich das Feld aufgeteilt. Nicht immer wurden die Details aufeinander abgestimmt. Gewünscht hätte man sich auch, die Autoren hätten die Rolle der Medien kritisch hinterfragt. Immerhin waren sie es, die die rechtswidrige Beschlagnahmung der Gurlitt-Bestände zum grössten Raubkunstskandal der deutschen Nachkriegsgeschichte aufgeblasen haben. Von dem angeblichen Milliardenwert der Sammlung sind laut Kunstmuseum Bern nach Abzug der Raubkunst, aber inklusive anderer Vermögenswerte 7,6 Millionen Franken übrig geblieben.

So bleibt am Ende etwas ratlos, wer sich in der Schweiz Hinweise für einen differenzierteren Umgang mit Kunst erhofft hat, die im Nationalsozialismus «verfolgungsbedingt» verloren ging. Das Plädoyer für ein nationales Forschungszentrum zu Raubkunst in Bern mit internationalem Expertengremium mag lokalen Interessen dienen. Nachvollziehen kann man es nicht so recht. In Deutschland haben ähnliche Gremien vor allem viel Wind gebracht. Aber Geld ist ja vorhanden.

Oliver Meier, Michael Feller, Stefanie Christ: *Der Gurlitt-Komplex. Chronos, Zürich 2017. 408 S., 64 Abb., Fr. 45.90.*

NZZaS.ch

Fragwürdiges Plädoyer

Autoren des Gurlitt-Bandes fordern nationale Institutionen zur Raubkunsthilfe. nzz.as/gurlitt-schweiz

ANZEIGE

Lindt
CONNAISSEURS

Meisterwerke zum Schenken.

Jedes Praliné wurde von den Maitres Chocolatiers mit Liebe und Sorgfalt kreiert und zu einem Meisterwerk vollendet.
Verwöhnen Sie Ihre Liebsten mit Connaisseurs.

Architektur ohne Gesicht

Im Ausland wird die Schweiz um ihre Architektur beneidet. Zu Hause schafft sie ein Einerlei. Eine Ausstellung in Basel wagt eine Bestandesaufnahme.

Viele Pendler machen diese Erfahrung: Man fährt durch die Schweiz, und ihre Städte sehen überall gleich aus. Nicht nur weil der Siedlungsbrei ihrer Agglomerationen sich über die Landschaft legt. Der Eindruck entsteht auch, weil die Bauten sich so stark ähneln: Solide Kästen aus qualitativ hochwertigen Materialien, mit grossen Fenstern und seit geraumer Zeit immer wieder bunten Fassaden und angeschrägten Grundrissen. Davon unterscheidet sich vor allem der historische Bestand. Eigenwilligkeit und Profil sind anscheinend Merkmale der Vergangenheit.

Dabei ist Schweizer Architektur das alles überragende Kulturprodukt unseres Landes, das man in Brasilien genauso hoch schätzt wie in Japan und das ausserdem auch noch

subventionsfrei entsteht. Man braucht nur daran zu denken, dass die kleine Schweiz mit Herzog & de Meuron und Peter Zumthor zwei Pritzkerpreisträger vorweisen kann. Die vielen anderen Büros von Mario Botta über Diener & Diener bis zu Peter Märkli, die mit internationalen Preisen bedacht wurden, kann man gar nicht alle aufzählen. Die Tessiner Tendenz und hernach die Deutschschweizer Architektur haben mit ihrer fest in der Geometrie verankerten, im Ausdruck reduzierten Sprache einen Brand geprägt, der bis hin zur Ironisierung der «Schweizer Kiste» noch heute einen guten Klang hat.

Wieso wird diese Leistungsstärke hierzulande so wenig sichtbar? Sind die architektonischen Erfindungen eine Sache der älteren Generation? Oder haben die jüngeren Büros zu wenig Luft im Wald, weil die alten Bäume alles überdachen? Solche Fragen wirft die Ausstellung auf, mit der Andreas Ruby seinen Einstand als Direktor des Schweizerischen Architekturmuseums in Basel gibt. Ehrlicher Weise vermeidet er es, eine Antwort vorzutauschen, sondern zeigt, wie die Architektur in der Schweiz blüht. Nicht nur weil es



Musée cantonal des Beaux-Arts Lausanne von Made in, 2011.

ihr in der Zeit des billigen Geldes wirtschaftlich blendend geht, sondern auch, weil sie so vielfältig ist. 162 Büros präsentieren sich.

Die These lautet: Die gegenwärtige Baukunst der Schweiz beeindruckt mit einer grossen kreativen Breite. Was zwischen Genf und Romanshorn entsteht, lässt sich nicht mehr auf Tendenzen, Materialien, Formen und Themen festlegen. Bauen zeichnet sich da durch einen grossen Reichtum aus. Es ist ein Brand ohne Gesicht oder anders gesagt: Die Architekturlandschaft ist atomisiert. Was viele Jüngere beschäftigt, sind Fragen der Nachhaltigkeit, einer sozialen und emotional verstehbaren Lebenswelt, ist die Pflege überschaubarer Ökosysteme, der sorgsame Umgang mit Natur und Bestand und die Vielschichtigkeit von Räumen, wie es Made in, als ein Büro von vielen, beim Wettbewerb fürs kantonale Kunstmuseum in Lausanne vorführte. Vielleicht erwachsen aus diesem Humus ja auch wieder Entwürfe und städtebauliche Planungen, die die diffuse Zersiedelung neu ordnen und prägen. *Gerhard Mack*

SAM: Schweizweit, bis 7. 5. Katalog.